

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Dingler, Max: Girgl Branasser. Eine Novelle

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Girgl Branasser.

Eine Novelle von
Max Dingler.

Am 21. September 1892 haben sie einen siebenjährigen Ziegeleifuhrknecht aus dem Oberbayerischen in das Münchner Untersuchungsgefängnis eingebracht. Er hieß mit Namen Georg Branasser und war ein Häuslerssohn.

Seinen Vater hatte vor einem Jahr bei der Holzarbeit am Herzogstand ein Baum erschlagen. Also verdiente der Girgl seine Fuhrmannsgroschen in der Ziegelei nicht nur für sich, sondern auch für die Mutter. Er tat's gern und hatte sich bis dahin nie etwas zuschulden kommen lassen, wofür sich die Polizei oder gar das Gericht auch nur im mindesten interessiert hätte. Das ist freilich kein Grund, daß einer nicht doch einmal was anstellen könnte.

Georg Branasser stand unter dem Verdacht der Brandstiftung. In seinem Heimatdorfe war in der letzten Zeit, und zwar in recht kurzen Abständen hintereinander, an verschiedenen Plätzen Feuer ausgebrochen; einmal brannte ein Heuschupfen ab, das andermal schlugen die Flammen aus einem Lageraum im Hof des Kaufmanns Nimmel und neulich gab's Feuerlärm im Galtshaus zur Krone. Ein beträchtlicher Seitenbau ist völlig zerstört worden. Diese Wiederholungen eines mutmaßlichen Verbrechens waren nun — hat doch jedes Ding seine zwei Seiten — von einer guten Wirkung auf die Dorfpolizei. Bei der ersten Brandmeldung wachte sie sozusagen erst auf, gähnte und rieb sich den Schlaf aus den Augen, so daß sie sich also beim zweiten Fall bereits in wachem Zustande befand. Ihr Vorgehen bei diesem zweiten Brand läßt sich etwa in die Worte zusammenfassen: „Da sollte man doch einmal ein Aug' drauf richten, ob nicht etwa Brandstiftung vorliegt.“ Nun, wenn die Dorfpolizei einmal so weit ist, dann darf man sicher sein, daß sie im dritten Fall einen Täter zur Stelle schafft. Und so kam's auch, als das Feuer in der „Krone“ dazu die dringliche Anregung gab.

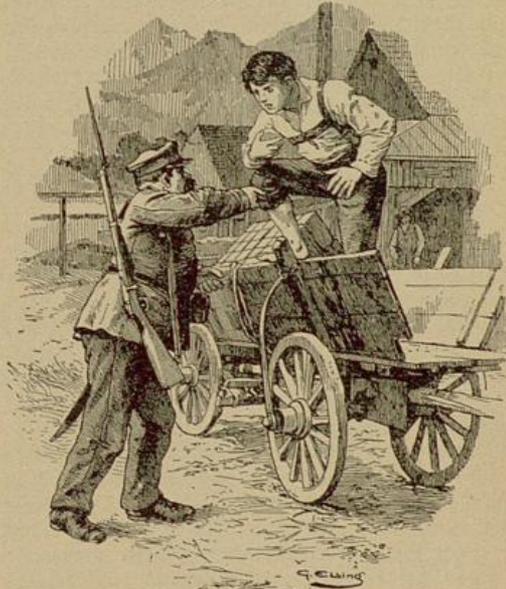
In nächster Nähe der Brandstätte hatte man den jungen Branasser mit zwei anderen Burschen gesehen. Der eine schrieb sich Andreas Schneller, der andre Michael Steinbrückel. Es waren zwei Bauernknechte und Freunde des Branasser. Ihre Unschuld wurde jedoch hinreichend glaubwürdig erwiesen. Man setzte sie wieder auf freien Fuß, während sich für den Girgl noch ein besonderes Verdachtsmoment einstellte.

Der Sohn vom Kronenwirt machte der Gendarmerie die betreffenden Angaben. Der lebte in

der Einbildung, daß ihm der Branassergirgl aufjässig sei wegen seines Schates, der Tochter des Krostwanger. Dieselbige hieß Zenzi. Und nachdem justament der Flügel des Hauses, in dem er selbst wohnte, in Flammen aufgegangen sei, was liege da näher, als daß der Eifersüchtige an ihm eine gründliche Rache nehmen wollte? Die verdammte Liebe! Man weiß ja, an was die allem schuld sein kann. Also wurde der junge Knecht mitten in seiner Arbeit festgenommen. Er stand vor seinem Fuhrwerk und lud barsüßig, ohne Zade, ohne Hut, Ziegel auf, um sie zur Bahn zu bringen. Half ihm nichts, daß er seine Unschuld beteuerte und immer lauter und eindringlicher fragte, wie man ihn denn für einen so schlechten Kerl halten könne. Half ihm nichts — barsüßig und hembärmlich mußte er mit auf die Gendarmerie.

Hier hielten sie ihn tagelang fest, weil der Wachtmeister trotz aller Bemühungen kein Geständnis aus ihm herausbringen konnte. Erst vertraute der Girgl allzusehr auf sein bestimmtes Wort „Ich war's nicht“, denn daß man einen Unschuldigen auch nur ein paar Stunden lang gefangennehmen dürfe, war ihm völlig fremd. Er hat's aber schon noch kennen gelernt, wie das tut.

„Ich war's nicht“ und immer, immer wieder „Ich war's nicht“ — ja, wenn das nicht hilft, was soll man denn nachher sagen?



Barsüßig und hembärmlich mußte er mit auf die Gendarmerie.

„Ueberhaupts gib i es koa Antwort mehr, wenn i net zer'scht meine Schuah und mei Zaden krieg'!“ Wenn ihn der Wachtmeister anschrif, er solle einmal herausrücken mit der Sprach', gab er in ähnlichem Ton zurück: „Meine Schuah möcht' i, und mei Zaden und mein' Huat!“ Und in diesen

Mangel seiner Kleidung verbiß er sich so sehr, daß er ihm für den Augenblick bitterer, himmelschreier vorkam als die Freiheitsberaubung.

Die alte Häuslerin, seine Mutter, hätt' schier den Geist aufgeben, wie sie vernahm, daß man den Girgl verhaftet hat. Erst hat sie gar nicht gewußt, was sie anfangen soll, dann ist sie in die Kirch' gerannt, um die schmerzhaftige Mutter Gottes um Hilfe anzurufen, und hernach auf die Gendarmerie. Aber ein Wachtmeister, der seiner Sache sicher ist und ein unbesiegliches Pflichtbewußtsein hat, läßt sich nicht erweichen. Im Gegenteil, er gibt ihr so kräftige Antworten, daß sie selbst einen Schnaufer lang stutzig wird, ob sich der Girgl nicht doch zu einer unbedachten Tat hat hinreißten lassen. Wie sie wider weggehen will, führen sie grad ihren Buben in die Amtsstube. Da fängt sie auf's neue zu weinen an, gottsjämmerlich.

„Hör do auf, Muatta!“ ruft er ihr zu, „was möchst denn? Die dumm' G'schicht' is ja 's Heana gar net wert. Wer möcht' denn mir was nachweisen kenna?“ Und schon war er weg und sie durfte sich nicht mehr zu ihm hineindrängen. Dem Wachtmeister wurde die Sache allgemach ungemütlich. Das wollte er doch sehen, ob aus dem Kerl kein Geständnis herauszubringen wäre. Schließlich zog er ganz neue Saiten auf.

„Branasser,“ fing er an, „Branasser, laß dir was sag'n. Mit dem dumma Leugna machst dei Sach' nur schlechta. Da bist in vier Wochen no da herin. Und rauskrieg'n tun ma's ja do, na kannst aba was spanna? Na hast di erscht recht neig'venn. Sei net so dumm, Branasser! G'steh's ei! Kost' di vielleicht drei Tag, und na is die G'schicht' abgemacht.“

„Wenn i's do net gwen bin!“

„Es laß amal die Danz' bleib'n, die damisch'n!“

„Na, Herrgottsjakra —“

„Mit wem redst denn du, Bauernrammel!“

Ist nicht leicht aufzukommen gegen die Obrigkeit. Drei Tage auf der einen Seite, vier Wochen und noch mehr auf der andern. Teufel! Teufel! Und die Arbeit in der Ziegelei, und die Mutter daheim, die auf ihren Buben und seinen Fuhrlohn wartet, — was bleibt übrig? Und der Branassergirgl gesteht, daß er in der Nacht vom 16. auf den 17. September beim Kronenwirt angezündet hat.

„No also, ham ma di, Bürscheil!“

Wie sie ihm seinen Hut, seine Stiefel und seine Jacke gebracht haben, hat er gemeint, jetzt wird's schon allmählich wieder besser. Hat er gemeint. Dann ist er im Schub nach München geschafft worden.

Hier legte er vor dem Amtsrichter dasselbe Geständnis ab wie vor dem Gendarmewachtmeister; und der junge Fuhrknecht Georg Branasser kam ins Untersuchungsgefängnis und erhielt als Verteidiger den Rechtsanwalt Dr. Haunerer zugeteilt, der ihn endlich wieder zum Reden brachte, wenn auch nur ganz allmählich. Nach drei Tagen fragte der Girgl den Doktor, ob er jetzt gehen könne. Der verstand ihn erst gar nicht, klärte ihn aber dann über seinen

bedeutenden Irrtum auf und wollte ihn — ganz im Vertrauen — über die Einzelheiten der Brandlegung ausfragen.

Der Girgl aber gab zur Antwort: „Herr Dokter, Sahna kann i's ja sagu: i bin's net gwen. I hab' den Brand net g'legt. I hab' überhaupts in mein' ganzen Leb'n nia nix sellas tan.“

Durch das, was der Doktor darauf sagte wurde er sehr an den Wachtmeister in seiner Heimat erinnert.

„Branasser, sei g'scheit! Du darfst nicht meinen, daß ich auf einen solchen Schwindel reintonal'. Dem Gendarm hast du gestanden, dem Amtsrichter hast du gestanden, und vor mir willst du dich wieder als den Unschuldigen hinstellen? Das kennt man!“

Jetzt hat's der auch mit dem Girgl verkehrt, und rauszubringen war nichts mehr aus dem Bürschen. Ganz verstockt und in seinem Vertrauen völlig erschüttert saß er in der Ecke. Also auch mit dem Herrn Doktor, der ihm doch aus dieser unverdienten Gefangenschaft helfen sollte, war's nichts! Auch der glaubte nicht an seine Unschuld!

Den Doktor wies füglich gerade dieses Verhalten seines Klienten auf den rechten Weg.

Wieder einmal saßen sie beisammen, und wieder einmal bemühte sich der Rechtsanwalt vergeblich. Der Girgl gab gar keine oder nur kloßgrobe Antworten. Er war unhandlich geworden wie ein geknechtetes Vieh. Da rumpelte unten auf der Straße vor dem Gefängnis ein schwerer Wagen vorbei. Der Girgl, der seither immer nur geduckt auf sein m Ehemel gesessen, reckt sich auf und horcht. Da schnalzt eine Geißel, grad so, wie jetzt wohl die seinige schnalzen würde, wenn sie ihn nicht wie einen Verbrecher hier festhielten. Und der Girgl bricht in Tränen aus und heult, heult wie ein kleines Kind, dem man sein liebstes Spielzeug aus den tappigen Händchen gerissen. Vergeblich sucht der Doktor Haunerer ihn zu beschwichtigen. Eine Viertelstunde lang schluchzt der Girgl immer wieder, wischt sich mit dem Handrücken die Tränen vom Backen, und gleich beutelt's ihn von neuem.

Der Herr Doktor verläßt ihn und kennt sich aus.

Es ist nicht leicht, sich mit einem Menschen auszukennen. Sghoor man das zu behaupten wagt, sollte man schon genau wissen, wie einer aufgewachsen ist, was Vater und Mutter mit ihm ange'sangen und wie er sich zu all den schönen und wüsten Dingen gestellt hat, die ihn zeitlebens umgeben.

Der Girgl war zwar armer Leute Kind, aber er hat's doch gut gehabt. Krank ist er nie gewesen, das Essen hat ihm immer so gut geschmeckt, daß ihn der König von Frankreich drum hätte bene'den mögen, und die Not müßte schon recht grobkörnig einschlagen bis so ein glückseliger, herrgottsjrecher Lausbub etwas spannt davon.

Einem gesunden Bürschen ist's immer am wohlsten draußen im Freien. Sich mit den Schönheiten der Wieje und des Waldes recht wacker abzufinden, ist aber auch eine Sache, die gelernt sein muß. Ein

Stadtkind wußte das nicht so glücklich anzupacken, selbst wenn es jeden Tag aus seinem Lesebuch ein Gedicht vom Blümlein auf der Heide oder vom Vögelein im Walde einstudiert. Unfehlbar würde es sich am ersten, nächstloekenden Himbeerstrauch die zarten Finger blutig reißen und ein recht unwaldmäßiges Geplärre anheben.

Die Himbeeren brachten dem Girgl, als er sieben Jahre alt war, das erste selbstverdiente Geld ein. Das versetzte ihn in einen Glückszustand von fast ernst-bedeutsamem Einschlag. Und warum soll man darüber nicht glücklich sein, wenn die Liebe zum Wald auch einen dünnwandigen goldnen oder doch wenigstens kupfernen Boden hat? Die Mutter hatte auch so was Nehrliches wie geweint vor Freude und schöner Zukunftshoffnung, als er seine ersten fünf Pfennige daheim vorwi.s. Ein Mann und eine Frau, die miteinander durch den Wald gingen und sich lauter Küsse gaben, hatten sie ihm für einen halben Hut voll Himbeeren geschenkt.

Später ging's schon reichlicher mit dem Verdienen und war auch noch schön, aber doch nimmer so märchenhaft erschütternd. Ein Kind von armen Leuten hat nicht so bequem essen, schlafen, in die Schule gehen und allenfalls zur Erntezeit am Heuwagen obenaufsitzen wie der Bub eines reichen Bauern. Da heißt's arbeiten, Groschen verdienen, und erst wenn man selber einen kleinen Ausgleich heimbringt für das teure Geld, das man kostet, zählt man richtig als Familienmitglied. Wer sich einbildet, er sei für sich allein da, der ist von vornherein schon ein Lump.

Der Girgl war besonders draußen gut zu brauchen, im Wald, auf dem Feld, und vor allem da, wo die Peitschen knallen, auf der Landstraße. Die Pferde seiner Heimat kannte er ganz genau; wußte er von einem der Namen nicht, so legte er ihm einen für seinen Privatgebrauch bei. Dieses Verfahren übertrug er schließlich auch auf die andern, so daß jedes Pferd neben seinem eigentlichen, sozusagen bürgerlichen Namen im Munde des Branassergirgl noch einen besonderen Kosennamen führte. Manche ganz kuriose drunter, wie sie nur auf dem Frühbeet einer kräftigen Knabephantastie wachsen. Lackel und Schierling, Kuppeter, Hausknecht, Curgnaden und Sauerwurm waren solche Namen, jeder natürlich mit einer bestimmten Beziehung. Obenan in seiner Liebe standen Erzengel und Bär, die beiden schweren Rappen des Schickerbauern. Der hatte einen der stattlichsten Höfe in der ganzen Gegend; am Girgl, der schon des östern einen kleinen Dienst bei ihm versah, fand er viel Gefallen und versprach ihm, dem vierzehnjährigen Häuslersbuben, sogar, daß er ihn, wenn er ausgewachsen sei, als Knecht für seine Köpfer bingen wolle.

Seit diesem Versprechen hatte der Bursch ein Lebensziel vor Augen; Stallknecht beim Schickerbauern! Unmittelbarer Vorgesetzter des Erzengels und des Bären und vieler anderer, die ja auf eine besondere Weise längst Untertanen in seinem geheimen Königreiche waren! Was es bedeutet, ein Lebensziel

zu haben, weiß jeder, der sich erst mühsam eines hat auswählen oder ausklügeln müssen. Und wer es hat, bei dem bekommt alles, was er anpackt, einen bestimmten Sinn. Der Girgl suchte fortan Beschäftigung mit Gäulen, fuhr dem Schickerbauern Mist auf die Wie en, bejorgte auch, als der Bot krank wurde, einige Wochen lang das Botenfuhrwerk nach Staltach, einige Wochen lang jeden Tag den weiten Weg hin und zurück. Die Leute meinen zuweilen, so was wäre ja ein paarmal ganz schön, mühte jedoch auf die Dauer recht langweilig werden. Da kennen sie aber die Landstraße schlecht, und noch schlechter das Herz des Girgl Branasser.

Dieses Herz war so gestaltet, daß es die erfreulichen Dinge neben sich, über sich und links und rechts vom Landstraßengraben gar wohl herauszufinden verstand, gemäß den sehr frühen Vorstudien im Himbeerwald. Habt ihr eine Ahnung, was ein solches Herz mit einer einzigen Fichte am Wegrand, mit dem Ruckratsch, der vom Wald herübermeckert, ja sogar mit dem struppigen, über die Straße hastenden Bärenvieh von Raupe alles anzufangen weiß! So einer wie der Girgl kennt sich bald besser aus in dem zappelnden und blühenden Kleinzug seiner Heimat als mancher Professor, und hat außerdem den großen Vorteil vor dem Professor, daß ihm für das Allerschönste, was zappelt und blüht, die Augen unverschlossen bleiben.

Am Ende des ersten Dorfes, das er auf jenen Botenfahrten passierte, arbeitete ein junges Madel in seinem Gemüsgärtlein. Der Girgl hat gleich fest und gradaus zu ihr herübergelacht, wie man's halt macht, wenn einem was gefällt. Hoppla, für die könnte der Türkenbund gewachsen sein, den er allein an einer verborgenen Lichtung n.ben der Staltacher Straße wußte! Am Rückweg hat er ihr den Türkenbund gebracht. Sie hat sich sehr gefreut, hat ihm auf seine Frage gesagt, daß sie Liserl heiße, und ist so nach und nach sein Schatz geworden. Jedesmal auf seinen Fahrten hat er sie zweimal getroffen, am Hinweg und am Heimweg. Einmal mußte sie zufällig gerade um die Zeit, als er durchkam, ins übernächste Dorf zu einem Verwandten gehen. Da hat er sie aufgeladen und bis an ihr Ziel mitgenommen. Das war schon eine feine Fracht! Er zeigte ihr seine Lieblingsbäume, schnalzte ihr manches Kunststückel mit der Geißel vor und ließ auch manchen Jodler hinaus.

Drii-arii-uliö!
Gamsler, heb di staad!
Drii-arii-uliö!
Schang, daß 's di net draacht!
Drii-arii-uliö!
Daß 's di net draacht!

Das Liserl ward also dem Girgl sein Schatz. Mit einem solchen Ereignis verschiebt sich freilich das Verhältnis zu allen Dingen, die man so st lieb hat, ein wenig, aber in einem so geunden Bauernknöb.l, wie das Herz des Girgl Branasser einer war, behalten sie deswegen doch noch einen wohllichen Platz.

Wie nur dem Kronenwirt sein Franz darauf kommen kann, der Girgl sei auf ihn wegen der Kostwanger Zenzi eifersüchtig! Es gibt nur eine Erklärung dafür: die Zenzi hat einmal den Franz aufgezwickelt, daß ihr der Girgl halt doch besser gefalle wie er. Also genau umgekehrt stand's mit der Eifersucht, wie denn die Menschen oft ihre eigenen Hauptfehler an anderen wahrzunehmen glauben. Ja, ja, da sitzt der Has im Pfeffer! — Wegen der Zenzi! Der Girgl eifersüchtig wegen der Zenzi! Sollte ihm einfallen! Die Zenzi und das Liserl — das ist ja ein Unterschied wie zwischen einem abgerackerten



Das war schon eine feine Fracht.

Kärnergaul und der braunen Urschl, seinem Sattelgaul, dem er jeden Morgen einen Margritenbuschen ans Kummel steckte.

Schöne Bleameln, braune Urschl,
Hamm im Kummel ihyr'n Platz, hallari,
Aba die allerschönsten Bleameln
G'hör'n ins Kummel vo mein' Schatz, hallari!

„Und a Bussel gibst ma drauf, Lise!“ —

Ein schöneres Leben gibt's überhaupt nimmer.

Halt, Bräundl — brrr! Der Mensch soll's nicht bereden.

Der Girgl kommt heim, findet die Mutter weinend am Herd sitzen.

„Was gibst's, Muatta? Was hast?“

Es vergeht eine gute Weil', bis er endlich weiß, daß den Vater am Herzogstand drin ein Baum erschlagen hat. Der Mensch soll's nicht bereden, soll sich's gar nicht zu denken trauen, daß es ihm ganz gut geht.

Am andern Tag in aller Früh' bringen sie den alten Branasser mit eingeschlagenem Schädel herunter. In seine Peise hatte er sich durch den Schlag so

fest verbissen, daß man sie ihm hätte herausbrechen müssen.

Aber einer von den Holzknechten erhob Einspruch dagegen.

„Laßt's as eahm drinna, er hat's seina Lebtag nia gern aus'n Maul ton.“

Mit dem Vater war auch sein Taglohn für immer weg und der Bub mußte jetzt ganz anders zugreifen. Nachdem sie den Alten begraben hatten, machte er sich auf die Suche nach einer Dienststelle. Der erste, bei dem er vorsprach, war der Schickerbauer.

„Schickerbaua, weg'n dein' Verspruch kaam' i.“

„Habt's n' Vat'n verlor'n, gel. Is a harte Sach' für enk, i woäß scho. Also, mit dem Verspruch hat's natürli sei Richtigkeit, da kannst di scho verlass'n. Aber grad eka trifft si si schlecht auf.“

„Kannst mi eka net brauch'a, gel. Hast g'wiß scho guua Leut' eing'stellt.“

„Freili, und auf die Jahreszeit scho gar. Na bist ma do no a wengl z' jung aa, Girgl, mit deine sechzeh Jahr. Uebers Jahr nacha balst kaamst, da hätt' i nix dageg'n.“

„Is mar aa recht,“ sagt der Girgl, nachdem er seinen Hut ein paarmal in den Händen herumgedreht hat, „aba dein' Verspruch han i, gel.“

„Da seit si gar nix.“

„Also, na prüa God, Schickerbaua!“

„Pfüat di!“ Und wie der Bursch abgehen will, ruft er ihm noch nach: „Du — hör! Vielleicht, daß s' in da Ziegelei drübn oan' brauchen kannt'n.“

„Jawohl, i wer amal schaug'n.“

Der Rat war gut. In der Ziegelei bekam er wirklich einen Fuhrposten, der sich auf ein Jahr und als Vorstufe für den Dienst beim Schickerbauern recht gut ertragen ließ. Gäule hatte er jetzt auch zu besorgen, und was die zogen, war zwar nicht ganz gleichgültig, aber doch nicht so wichtig. Man kann nicht immer gleich ein Liserl herumfrachten.

Dazwischen hinein fand er stets noch Zeit, die eine oder andere kleine Arbeit für den Schickerbauern zu verrichten.

„Girgl,“ sagte der eines Tages, „du bist koa Schlichta mit die Gäul'. Und im Schnalzen sollt' oana hergeh', ob er di abidruckt. Und nacha bist ja du eh scho so guat wia 'dunga bei mir; magst auf Lenhardi mit meine zwoa Rapp'n auf Tölz umi?“

Also derselbe Schickerbauer war's, der ihm jetzt auch die Erfüllung seines zweiten Herzenswunsches verhieß. Vor Freude vergaß der Bursch „ja“ zu sagen. Es war auch nicht nötig. Dieses „Ja“ lag satt glänzend auf seinem Gesicht und zog sich von der Nasenspitze, in kühnem Bogen die Augenwinkel mit einschließend, bis hinter an die Ohrläppchen. Der breitgedehnte Mund aber machte gleichsam einen dicken Strich darunter, daß der Schickerbauer das „Ja“ nicht übersehen konnte.

Die Tölzer Leonhardifahrt ist ein alter Brauch. Jedes Jahr am Tage des Heiligen, unter dessen besondern Schutz die Pferde gestellt sind, am 6. November, reiten und fahren die Bauernburschen der

Umgebung mit schön geschmückten Kössern und Wagen dreimal um die Kirche und zeigen dabei, was sie verstehen im Kopfen und Beitschentkallen. Hernach segnet der Pfarver die Fuhrwerk' aus, und nach dem Festgottesdienst gib'ts Würschtl'n und Bier.

Es war schon eine groke Ehr' für den Girgl, daß seine Fuhrknechtslaufbahn gleich mit diesem Höhepunkt zu beginnen versprach und er am Fest des Pserdeheiligen seine Geißel über dem Erzengel und dem Bären schwingen sollte. Mit seinen siebzehn Jahren!

Noch öfter als sonst hat er in diesen Tagen beim Schickerbauern einen kurzen Stallbesuch gemacht. Der tägliche Heimweg von der Ziegelei führte ihn ohnehin vorbei, und niemals ist er dran vorübergegangen. War's auch nur für einen Augenblick, um die zwei Klappen zu streicheln oder mit den Fingern ihre welligen Mähnen durchzukämmen. Der Stallknecht des Bauern war nicht von solcher Natur, daß ihn das im mindesten geärgert oder in eine Art von Eifersucht gebracht hätte. Im Gegenteil, wenn ihm der Girgl einmal das Striegeln abnahm, freute er sich, legte sich auf seinen Strohsack und schnarchte nach fünf Minuten ebenso regelmäßig, als der andere den Eisentamm über das glänzendschwarze Pserdejell zog. So einer, dem seine Gäule nicht über alles gehen, der sollte dies Geschäft schon gleich aufgeben. Wer ein Stallknecht sein will, bei dem muß es heißen: Erst meine Gäule, dann ich selber. Erzengel und Bär, das wird für euch auch eine bessere Zeit, wenn euch der Girgl erst einmal ganz unterm Striegel hat.

Wie der ein Pferd schon anrührt! Wie der einschirt! Und die Zügel hält!

Wer ihn gekannt hat, der begreift wohl, daß es ihm damals im Unterjuchungsgefängnis zu München schier das Herz aufgerissen hatte, wie er draußen eine Geißel knallen hörte.

Der Girgl war eben ein Fuhrknecht nicht nur dem Namen nach; der Beruf steckte tiefer in ihm. Wo andere vielleicht Kirchenmusik und eine bewegliche Sonntagspredigt brauchen, bis ihre innersten Herzfasern einmal in Schwingung geraten, da tat's bei ihm wohl schon der sonnige Weihrauch der Landstraße, nickende Pserdehälse und der fröhliche Choral der Geißelschmitten. So einer kann aber auch keinem Menschen ernstlich böß sein. Und jetzt saß er da hinter Gefängnismauern, weil sie meinen, daß er — ach was! Zu dumm! Lang kann's doch nimmer dauern, bis seine Unschuld offen daliegt; und dann werden sie ihn freigegeben und ihren Mißgriff bitter bereuen.

Es dauerte aber noch ziemlich lang und zog sich schon weit in den Oktober hinein. Der Girgl schraubte seine Hoffnung, sofort freigelassen zu werden, bereits bis auf den Zeitpunkt des Leonhardtages herab. Das war das Neufserste, was er dem unseligen Irrtum seiner Mitmenschen genehmigen konnte. An Leonhardt mußte er frei sein! Zwei schwere Klappen erwarteten ihn da als ihren Führer im festlichen Umzug. Aber

auch ein Dirndl wirtschaftet sehnüchzig und ohne die rechte Freude in seinem Gemüsgarten herum, und eine alte Häuslerin weint sich vielleicht die Augen blind.

Tag um Tag verstrich, bis es endlich dem Rechtsanwält Dr. Haunever gelang, den Freispruch für den Georg Branasser zu erwirken. Es war nicht leicht. Denn obgleich sich kein sicheres Beweismaterial für seine Schuld beibringen ließ, so stand doch des Girgls eigenes, unvorsichtiges Geständnis dieser Lösung hartnäckig im Wege.

Gerade einen Tag vor Leonhardi war's, als er wieder heimkam, blaß, scheu, mit einem mehr ängstlichen als bitteren Ausdruck; härter noch als seiner kräftigen Natur hatten diese schweren Wochen seiner Mutter zugefügt. Die war gar gering geworden in der Zeit.

Aber nun konnte ja alles wieder gut werden.

„Han i's net g'sagt, daß i unschuldi bin! Nix, gar nix ham's ma nachweisen könnn. Freisprechen ham's mi müassen.“

Diesem Trost stand freilich auch wieder die bittere Tatsache gegenüber, daß er halt doch wochenlang in München im Gefängnis gefessen war. Schuldig oder



Er sollte sagen, daß sich seine Unschuld aufgewiesen habe.

unschuldig — ob die Leute lang danach fragen werden? Werden sie ihn nicht künftig als einen behandeln, der eben schon gefessen ist? Aber weg mit solchen Gedanken! Er ist ja freigesprochen, wie sich's gehörte, weil er nicht beim Kronenwirt angezündet hat, und jedem, der es wissen wollte, konnte er's ja genau aufweisen.

Also, der Girgl kam wieder nach Haus, als der Kalender überm Herd der alten Häuslerin den 5. November zeigte. Morgen Leonhardi! „Morg'n hätt' i an Schickerbauern seine Klappen fahr'n soll'n.“

Die Mutter redete ihm zu, er solle hinübergehen, solle sagen, daß sich seine Unschuld aufgewiesen habe, daß er jetzt wieder da sei und daß er morgen, wie ausgemacht, mit den Klappen auf Föls fahren wolle.

Aber er hatte auf einmal die ganze Lust verloren. Die Scheußlichkeit, daß man ihn, den Unschuldigen, wochenlang festgehalten, kam ihm erst jetzt, in der wiedererlangten Freiheit, recht zum Bewußtsein und vergällte ihm die Freude. Muß man nun wirklich jedem Menschen eigens versichern, man sei unschuldig eingesperrt gewesen? Das heißt also: die Leute glauben alle das Gegenteil!

Zum Teufel! Er wollte lieber keine Menschen sehen, als einem jeden diese Selbstverständlichkeit auseinandersehen. Während die Bauernburschen des Fölszer Landes mit blumengeschmückten Geißeln ihre Köpfer um die Leonhardskirche jagten, saß er daheim und stierte vor sich hin, fast wie einer, der aus Strafe nicht mittun durfte, fast wie einer, der gefangen-saß. Sollte man's glauben, daß sich sogar so was gewöhnt?

Den nächsten Tag ging er in die Ziegelei, um seinen Dienst wieder anzutreten. Oha! Die Stelle war längst neu besetzt und für ihn nichts mehr zu tun. Da spürte der Girgl Branasser zum erstenmal in seinem Leben den eigentlichen bitteren Haß in sich aufkommen. Er wollte sich Einlaß zum Direktor verschaffen, natürlich nicht, um ihn zu bitten, sondern um ihm — Kreuz Himmel Herrgott! Der Direktor war aber nicht da, und der Girgl ging wieder nach Haus. Es war besser so. Was brauchte er sich auch so aufzuregen!

Auf den Dienst in der Ziegelei konnte er ja pfeifen, nachdem er was ganz anderes so gut wie in der Tasche hatte: den Verspruch vom Schickerbauern. Auch trafen alle Voraussetzungen auf das günstigste zusammen: daß er nämlich siebenzehn Jahre alt war und daß der Bauer vor ein paar Tagen seinen schlampigen Stallknecht entlassen hatte.

Wie der Girgl in die Stube trat, schaute ihn der Schickerbauer mit einem sonderbaren Blick an, stauend und doch eiskalt. Der Girgl mußte einigen Widerstand leisten, um von diesem Blick nicht kerzengrad wieder zur Tür hinausgeweht zu werden. Eine Sekunde später hatte er sich besonnen, daß es immerhin der Schickerbauer war, der so dreinschaute, und daß sich der Ausdruck auf dem Gesicht doch nicht lang halten könne, wenn er nur erst zu reden anfinge. Drum holte er einen tiefen Atemzug und legte los.

„Eka waar i halt wieda da, und — und siebzehn Jahr waar i ek aa, und wenn's da' recht waar, nacha staand i halt ek ein bei dir als Roßknecht.“

Der Schickerbauer schaute noch grade so wie vorher. „Wenn's ma recht waar?“

„Jawohl, und — und — also — dein' Verspruch han i a jo —“

„Mein' Verspruch hast, jawohl; des han i net vergessen, wann ma si glei nur an des halten bräucht, was g'schrieb'n steht.“

„Han? Wia moanst des?“

„Des sell, wo ma schriftli aufweisen ko, an des muaß ma si halt'n. Aba zweg'n dem —“

„Sel, zweg'n dem is unja Verspruch do so guat wia unterschriifli. I hon's ja gwist, Schickerbaua, daß 's da nix gibt bei dir. Und daß s' mi so lang in der Untersuchung g'halt'n ham unschuldi, ganz unschuldi, weil's ma durchaus gar nix ham nachweisen kömma —“

„Woas scho, woas scho, daß d' freig'sproch'n wor'n bist.“

Dem Girgl wurde es rückweis immer wohler. Am Schickerbauern hatte er sich also nicht verrechnet.

„Wann kann i na —“

Wieder unterbrach ihn der Bauer.

„Girgl, ek will dar i amal was sag'n. Daß du net anzünd't hast bei'n Kronenwit, da bin i koan' Augenblick zweifelhaft gwen; bals an mir liegat, kunntst heut no einstehn bei mir.“

„Ja — eka muaß i scho frag'n, an wem liegt's denn nacha, bals net an dir liegt?“

„Kunntst heut no einstehn bei mir. Aba wia denkst da' denn du des mit die andern Knecht'? Von der selbig'n Brandg'schicht' weid no alls z'viel gred't, und daß dei' Nama sell aa mit unterlaufft, des kannst da' denk'n. Da waar na allbod da Streit icho da, und i hätt' 's ganz' Jahr an Spettakl im Haus. So Sachen, die kennt ma scho! Dana von meine Leut' hat eh scho aufg'mamst, daß a mar aus'n Deanst geht, bal i di einstell.“

„Wer hat des g'sagt? Den möcht' i wissen!“

„Des is eka ganz Nebenjad', wer des g'sagt hat.“

„Aber i muaß 'n wissen, den! Des woll'n ma do seh'n, ob si oana so auslassen derf über mi! Den zoag' i's na scho —“

„No, da hamma's ja! Da waar'n ja die evjchten Prügel scho g'nau beinand. Also, Girgl, des geht net! Des kann net sei! So weit hat da Verspruch koa Giltigkeit net!“

„Wia? Muaß i des wirkli glaub'n? Und bin do durchaus unschuldi! Und hat ma do koana nix nachweisen kömma!“

„Und wannst as no hundertmal sagst, zweg'n dem machst du die Sach' aa net andersch'ts, als wia s' amal is. Laf da' sag'n, Girgl: du muaßt auf a paar Jahrln ausa in d' Fremd'n, sonst kriegt koan' Ruah nimma. Dahoam hast du des rechte Bleib'n net, und wia's dir bei mir gang', so geht's da bei an jed'n andern aa.“

„Ja Herrgott, wo i do durchaus —“

„Sei do staad! Dei G'schroa hilft da' gar nix. Und mi brauchst scho am allerwenigsten anblär'n, wo i do selba von deiner Unschuld überzeugt bin. Ueberhaupt's, wenn's nach mir gang' —“

„Is scho recht na, Schickerbaua. Psüa God!“

Der Girgl wollte gehen, aber der andre rief ihn nochmal zurück, zog ein Goldstück aus seinem Lederbeutel und drückte es ihm in die Hand.

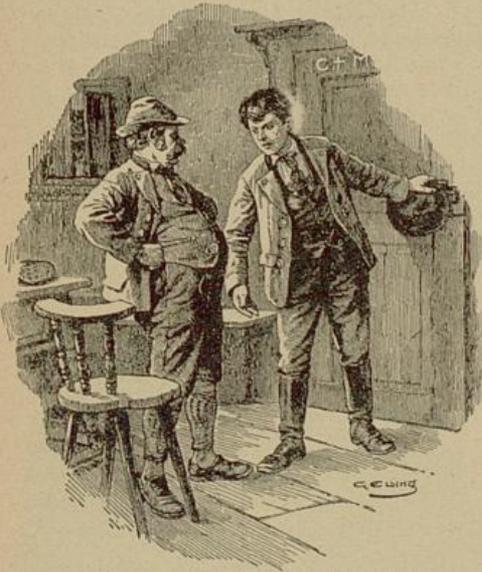
„Sä!“

„Herrgott Sakrament! Häst di gern los'kauft“

von dein' Verspruch! G'halt'n selba, dein' Dreck! I brauch' nix von dir!" schreit der Girgl, wirft dem Scheidebauern das Geldstück vor die Füße, rennt hinaus und schmeißt die Tür zu, daß die Fenster-scheib'n klirren.

"Ladell, g'scherta, na laßt as halt bleib'n," brummt der Bauer, indem er sich bückt und das verschmähte Almosen wieder aufklaubt. —

So schmerzlich das Resultat dieser Unterredung für den Girgl war, einen guten Rat hatte er auch



„Ich brauch' nix von dir!“ schreit der Girgl.

diesmal wieder bekommen; er befolgte ihn alsbald, zog in die Fremde und suchte erst im Oberbairischen, später auch im Schwäbischen herum nach einer Beschäftigung.

Das Piserl hätte er wohl gern noch einmal gesehen, bevor er aufbrach. Aber es langte nicht zu dem Entschluß, sie aufzusuchen, denn wer weiß, was er da wieder erlebt hätte. Wie verheert waren die Menschen. Bis auf eine: die alte Häuslerin, deren Vertrauen zum Girgl noch wuchs, je mehr ihn das unglückliche Mißtrauen der andern in die Enge trieb. Sie hatte st. is eine tröstende Entschuldigung bereit, wenn er wieder und wieder von einem erzählte, der finsterner dreinschaute, mürrischer „Grüß Gott“ sagte und schneller an ihm vorüberging als früher. Da stieg ihr selbst wohl ein arger Haß auf; aber mächtiger als der Haß ist immer noch die Lieb' gewesen, und ihren Buben zu schonen, brachte sie es fertig, solche Menschen sogar gegen seinen Argwohn zu verteidigen.

„Werd eahm halt was äbers Lekerl krochen sein,“ oder „Geh, der hat nia freundi g'schaut,“ oder „Hat er's wieder amal recht notwendi g'habt, der! Ja, ja, der laßt net aus.“

Und doch, alte Häuslerin, ändert die Mutterliebe

nicht, was sie allensfalls eine kurze Zeit sorgsam verdecken kann. Dem Girgl brennt der Heimboden schwere Wunden in die Sohlen. Er muß fort. Wer am schwersten daran zu tragen hat, bist freilich du; dein lärgliches Alter wird von der einen, dünnen Hoffnung belebt, daß du ihn vielleicht noch einmal wiedersehst. Vielleicht.

Draußen, unter anderen Bäumen und zwischen ungewohnten Gesichtern ging's dem Burschen erst noch schlimmer. Ein Bauer, der ihn einstellen wollte, erfuhr durch die Gendarmerie, daß der Georg Brannasser schon einmal wegen Brandstiftungsverdacht in Untersuchung war. Auweh! Man braucht nicht grad von der bedenklichen Seite zu sein; aber einen ins Haus zu nehmen, dessen Name schon im Zusammenhang mit dem Wort „Brandstiftung“ genannt worden, das ist ja fast so viel, als selber den Zunder in sein Sach' legen! Nix da! Vielleicht ist ein anderer so hirnverbrannt.

Weiter wandert der Girgl. Jedes Dorf, das er betritt, erscheint ihm unheimlicher als das vorige, gleich als ob er alle Höllenstationen zu durchschreiten hätte. Und überall weiß die Gendarmerie von der verwünschten Untersuchungshaft, und überall laugen die Bauern in den Weihwassertessel und schlagen mit den benehten Händen ihre Tür zu.

Manch eine Nacht verbringt er draußen im Wald oder in irgendeinem Heustadel, und überlegt hin und her, ob's denn gar kein Mittel mehr gäbe auf der weiten Welt, die verhehten Menschen von seiner Unschuld zu überzeugen. Wie, wenn er sich an den Doktor Haumerer in München wendete? Aber der konnte halt auch nur sagen, daß er zwar im Untersuchungsgefängnis gesessen, aber freigesprochen worden ist. Das Untersuchungsgefängnis, das ist's, was die Leute stutzig macht. Verflucht! Wie kann man sich aber auch als schuldig bekennen, wenn man's nicht ist! Und immer wie er solche Gedanken, die dem Girgl jezt nichts mehr helfen.

Er wandert weiter. Wie man das Wandern nur eine so schöne Sache nennen kann! Tagaus, tagein auf der staubigen Landstraße dahin, ohne irgendeine Freude — hatsch! hat er eine Nupe totgetreten, die ihn ärgerte, weil sie seinen Weg kreuzen wollte — ohne irgendeine Freude und eigentlich auch ohne die rechte Hoffnung, daß es je wieder anders wird. Der Teufel soll's holen!

Bei den Bauern hatte er gar keine Aussicht. Schließlich mußte er zufrieden sein, daß er bei einem Strakenbau Beschäftigung als Steinklopfer fand. Gleichgültig, nur von einem verdrießlichen Zerstückungsbedürfnis befeelt, schlug er auf die kantigen Quarzstücke los. Wenn ein Wagen auf dem rohen Bruch vorüberrollte und wenn der Fuhrmann gar die Geißel schnalzen ließ, schaute er eine Zeitlang nach, dann schwang er den kurzen Hammer heftiger, und die Splitter flogen weit.

Wenn sich am Tage, im Sonnenschein, bei der Arbeit die Freuden verborgen halten, der pfelet sie des Abends im Wirtshaus aufzusuchen und seinen

Mißmut mit Bier zu verdünnen. Vom Girgl hatte man's wohl nicht gedacht, daß er auch einmal diesen Weg einschlagen würde. Da konnte er — etwa nach der vierten, fünften Maß — auch hie und da wieder lustig werden, ganz anders freilich wie früher, denn der Resonanzboden seiner Lachgeige hatte im Lauf der Zeit gar zu sehr gelitten. Viel hält ein solches Instrument aus, aber wenn ihm so hartnäckig zugekehrt wird, kennt man's doch am Klang.

So vergingen Jahre für den Steinklopfergirgl, ohne daß sich was Besonderes zugetragen hätte oder seine Lage eine bessere geworden wäre, abgesehen von dem, was auch hier die ameisenartig arbeitende Gewohnheit tat. Ein Ereignis brachte erst der Tag, an dem er seine Heimat wieder sah. Und zwar nicht, weil ihn die Sehnsucht in das liebe Dorf zurückgerufen hätte, sondern weil in der Nähe eine große Bergstraße angelegt wurde, wobei er Arbeit bekam. Ein Zufall war's also, der ihn heimführte. War's nicht auch ein Zufall, der ihn einst weggetrieben?

Die alte Branasserin lebte noch. Das ewige Hoffen und Erwarten hatte sie mehr gestärkt als gebrochen. Sie wußte es doch bestimmter, als man's begreifen mag, daß dieser Tag kommen mußte.

Der Girgl konnte sich nicht so freuen. Der Haß gegen seine Landsleute war ihm von neuem aufgestiegen, wie er den Gemeindeboden betrat. Von Vergessen kann ja keine Rede sein; die brauchten ihn nur zu sehen, und die Erinnerung an die Brandgeschichte war wieder ebenso lebendig, als auch er jetzt noch daran zu beißen hatte. Drum hielt er sich so gut als möglich verborgen, ging untertags hinauf zum Straßenbau und saß abends mit anderen Straßenarbeitern in der Knechtstube beim Bichelmoser, einem einsamen Wirshaus draußen vor dem Dorf. Da gab's mitunter schwere Käusche, wie sie einem Lust und Mut verleihen, mit der ganzen Welt wegen eines jeden erlittenen Unrechts gehörig abzurechnen.

„Himmel Herrgott, geht's nur her, bal's a Schneid habt's — ös — Himmel Satra, den Brandstifia zoag' i enk na scho! Kreuz Teufel!“

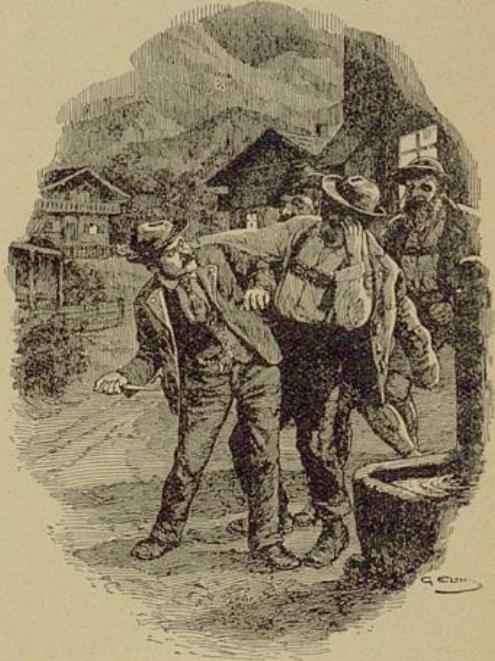
So schreit er, wie er wieder einmal um die Mitternachtszeit mit zwei andern Steinklopfern beim Bichelmoser zur Tür herausschnebelt. Seine Begleiter bemühen sich, ihn zu beruhigen und möglichst schnell nach Haus zu bringen, denn heut hat's ihn wieder einmal böß. Aber je mehr sie auf ihn einzuwirken versuchen, je lauter schreit er, immer wieder dazwischenfragend, ob er vielleicht nicht das Recht hätte, seine Meinung zu sagen, und ob grad er sich wie ein Hund behandeln lassen müsse, wo er doch durchaus —

Mitten in seinem Gepolter rennt er an einen hin, der ihren Weg in der Richtung gegen den Kronenwirt kreuzte.

„Kannst net aufschang'n, Rammel, b'fossna!“ erwidert der auf den Rempler und will weitergehen. Aber der Girgl wär' ausgerechnet jetzt in der Verfassung, sich so was gefallen zu lassen, packt den Keck am Kragen und fragt ihn, zwar ins Ohr, aber so

laut, daß ihm die Stimme überschnappt: „Wo — wos bin i, han?“ Der Angegriffene macht sich mit einem plötzlichen Ruck los, schaut sich den Käuschten an, und im gleichen Augenblick erkennen sich die zwei: der eine den Georg Branasser und der andre den Kronenwirt-Franz.

Ja, die Brandgeschichte von 1892 hatten die Leute allerdings noch nicht vergessen. Anfangs sprach man wohl mehr darüber, erhitze sich auch des öfteren am Viertisch in der Stellungnahme für oder gegen den Girgl, allmählich aber brachte der Gang der Welt wieder andere beleuchtenswerte Dinge, und jenes Ereignis wurde samt seinem großen Inventar, wozu der Name Branasser gehörte, ins Unterbewußtsein abgeliefert, hier wie ein alter Akt registriert und für späteren Bedarf jedenfalls an einer leicht zugänglichen Stelle aufgehoben. Freilich verflochten sich hier die Sache selbst und Girgls Name immer fester ineinander, und wer jetzt, nach Jahren, den verstaubten Stoß wieder herauszog aus seiner Gehirnregistratur, der las fast wörtlich darin von dem siebzehnjährigen Fuhrknecht, der beim Kronenwirt angezündet hat.



Im selben Augenblick spritzt dem Girgl das Blut in breiten Strömen aus der Schläfe.

Eine andere Ursache des Brandes hat sich niemals feststellen lassen, weil sich die Polizei und mit ihr die öffentliche Meinung gleich am Anfang gar zu hastig in eine falsche Gasse verannte. Also blieb's immer wieder an dem selbigen Fuhrknecht hängen. Eine ausgemachte Sache war das natürlich für den Franz. Der konnte seinerseits die Gerichtsbarkeit nicht begreifen, daß sie den mit einem so lächerlich geringen Strafmaß hatte durchkommen lassen.

Aber jetzt schien das Schicksal eine mitternächliche Abrechnungsstunde herbeigeführt zu haben.

„Was hast denn du bei uns z' suchen? Lump! Brandlegal! Zuchtäusla!“

Auch dem Girgl schoß der Gedanke einer Abrechnung durch den Kopf. Der Zorn des Wirtsohnes versetzte ihn so in Wut, daß er statt eines Wortes nur ein paar gurgelnde Laute hervorbrachte und sich wie ein Tier auf seinen Feind stürzte. Die zwei andern Arbeiter merkten gleich, daß man so zu keinem harmlosen Waffengang aufeinanderprallt, und versuchten den Betrunkenen zurückzureißen. Das faßte der Franz so auf, als wollten alle drei über ihn herfallen. Jetzt galt's. Wie er sie einschätzte, war gegen diese Burschen jedes Mittel der Notwehr erlaubt und auch nötig. Schnell reißt er seinen Knicker aus der Hintertasche, zieht mit dem Mund das Futteral ab, und im selben Augenblick spritzt schon dem Girgl das Blut in breiten Strömen aus der Schläfe.

Damit war die Kampfeswut plötzlich gestillt. Die Begleiter des Girgl unterbinden ihm, so gut sie's verstehen, mit Sacktüchern und Hofenträgern die Wunde. Der Franz aber, der sich so schnell Ruhe verschafft hat, geht seines Weges weiter und sagt nur: „Der hat sein' Dentzettel.“

Die Häuslerin, die arme Haut, mußte jetzt Krankenpflegerin machen für ihren Sohn. Es war auf Spitz und Knopf gestanden damals; beinah' hätte er um ein Gramm Blut mehr verloren, als ein Mensch, der am Leben bleiben will, entbehren kann. Aber die Aussicht, ihn durchzubringen, nahm bald wieder zu.

Wenn jemand kam und zum Girgl sagte: „Du, den zeigst an; der kriegt na scho sein' Teil!“ dann winkte er heftig ab und meinte: „Laßt's ma do mein' Ruah! Nur auf loa G'richt mehr! Sagt's ma nix vom G'richt! I geh enk auf loa G'richt nimma! Da woack man na, wa ma z'rucktimmt!“ Man durfte das Gespräch nicht auf solche Sachen bringen. „Red's ma nur von loa'n' G'richt nix!“

Eines Tages erzählte ihm seine Mutter, eine junge Bäuerin von Bichl hätte sich neulich einmal nach dem Girgl erkundigt.

„Da muast di du aba do scho täusch'n,“ gab er zur Antwort.

Sie täuschte sich jedoch nicht. Die Bäuerin hätte er früher recht gern gesehn, hätte sie auch einmal auf dem Staltacher Botenfuhrwerk mitgenommen. Jetzt ging dem Girgl ein Licht auf.

„Na, is sie — hat sie — hat sie net aa 'glaubt, daß i bei'n Kronawirt —“

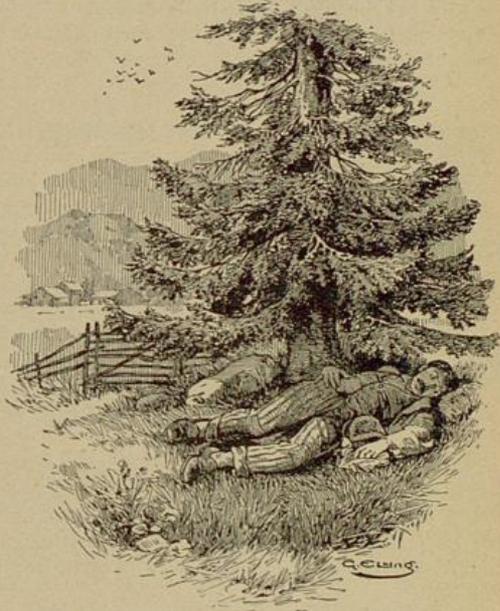
Die Alte schnitt ihm immer die Rede ab, wenn er auf diese Angelegenheit verfiel.

„Sie hat ma g'sagt, sie hätt' allweil auf di g'wart't, und auf den falschen Verdacht hätt' sie nia was geb'n, sagt s', und wiast du von München hoamkemma bist, hat sie g'moant, du werst di scho wieder umschaug'n nach ihr, hat s' g'sagt, aba du bist net kemma, sagt s', und sie hätt' halt allaweil g'wart't und allaweil g'wart't, und vor zwei Jahr, hat s'

g'sagt, is sie na Bäuerin wor'n von oan' in Bichl drüb'n.“

„Des hat sie g'sagt?“

Der Girgl brachte die ganze Nacht kein Mug' zu. Alte Häuslerin, da hast du was Schönes angestellt! In der Früh, noch vor Sonnenaufgang, stand er auf, zog sich an und ging mühsam, schwach wie ein



Unter der Fichte fand man am selben Tag seine Leiche.

ganz alter Mann, mit dickverbundenem Kopf hinaus ins Freie. Es war ihm, als müßte er in der dumpfen Kammer ersticken. Die frische Luft tat ihre gute Wirkung, von Minute zu Minute fühlte er sich freier und kräftiger. Erst suchte er aus dem Dorfe hinauszukommen, dann wanderte er auf der großen Straße in der Richtung gegen Staltach. Immer weiter. Am Ende des ersten Dorfes schaute er sich nach einem kleinen Gemüsgärtlein um, das er kannte. Er fand es aber nicht, da sich an seine Stelle ein großer Neubau gesetzt und das armselige Gärtlein unter sich zermalmt hatte. Drum ging er auch hier vorüber.

Draußen, außerhalb der menschlichen Siedelungen, war ihm alles so vertraut, und Vergangenheit und Gegenwart flossen ihm so innig ineinander, daß er sich nur wunderte, nicht Pferdetritt und das Knarren des alten Botenwagens neben sich zu hören. Das Morgenrot legte sich um die Tölzer Berge. Auf der anderen Seite hoben sich die Kohlgruber und Algäuer Kämme aus tiefem Blau.

Jetzt mußte er bald zu der großen Fichte kommen, die er einst von allen Bäumen am meisten ins Herz geschloffen. — —

Unter dieser Fichte fand man am selben Tag seine Leiche. Er war verblutet aus der Wunde, die ihm

vor wenigen Tagen bei einem nächtlichen Streit der Sohn des Kronenwirts an der linken Schläfe beigebrochen hatte. Neben ihm lag der heruntergerissene Verband. —

Es ist nicht leicht, das Herz eines Menschen zu kennen. Das des Giegl Brannasser muß doch ein gutes gewesen und im Grunde auch geblieben sein. Manche zweifeln zwar daran, schütteln den Kopf und begreifen nicht, wie er dann seiner alten Mutter so was hat antun können.



Der Hannickel.

Erzählung von Th. A. Wendelin.

Aus der weit offenen Türe der stattlichen Dorfkirche quillt Orgelklang, Kerzenschein und noch etwas anderes, Unnennbares, ein Hauch von Feierlichkeit.

Es ist doch ein eigen Ding um die Silvester-

glocken. So mancher, der sich sonst die Kirche nur von außen ansieht, folgt ihrem Ruf.

Immer neue Scharen eilen die Stufen hinan. Die Frauen haben weit offene glänzende Augen, die Männer schreiten ernst und still und sehen nicht links und nicht rechts. Sie schämen sich, die weltfremde Regung zu zeigen, die langsam auch in ihren Augen aufglänzt.

Wohl denen, die in solcher Stunde ein Kinderhändchen warm und fest in ihrer Hand halten und gerührt in staunende gläubige Kinderaugen sehen, darin der Lichtglanz sich spiegelt.

Bis zu den Kleintren werden die Kinder heute mitgenommen, fast bis zu den Allerkleinsten in der Wiege, die ein altes Mütterchen, dem das Kirchengen schon zu schwer wird, hütet.

„Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!“ So mächtig setzte der hundertstimmige Lobgesang ein daß es dem alten Hannickel (Johannes Nikolaus), der unten auf der Straße vorbeizog, in die halbtönen Ohren klang und ihn zum Aufschauen bewegte. Und wie er seine blöden alten Augen zu den schimmernden Lichtlein erhob, die so geheimnisvoll aus dem Halbdunkel der Kirche herausgrüßten, kam etwas Eigenes über ihn, darüber er sich keine Rechenschaft zu geben vermocht hätte, ein Gefühl der Sehnsucht, wie er es lange nicht mehr gekannt. Der stummernde Kerzenschein zog ihn unwiderstehlich an. Wie er ging und stand, humpelte er an seinem Stock die Stufen hinan und trat als letzter in die überfüllte Kirche.

Mühsam schaffte der Kirchendiener ihm noch einen Platz auf der Treppe zur Empore. Und da saß er nun, die alte Mütze in den auf den Knien gefalteten Händen, mit offenem, schwer atmendem Munde und schaute mit seinen blöden, rotgeränderten Augen in den traulichen Lichtschein.

Er hörte nicht, was die Leute sangen, und hörte nicht, was der Pfarrer sagte. Er dachte nichts, und sah und fühlte nichts mit Bewußtsein, er betete auch nicht. Er war so alt und unfähig geworden, seine Seele schien verdorrt wie sein alter Körper. Und nun saß er zum ersten Male nach langer Zeit da unter den Hunderten, die heute ihrem Gott näher zu kommen suchten in Hoffen und Sehnen, und seine arme Seele suchte ihn auch, suchte den Grundton, auf den auch sie abgestimmt war, ängstlich und sehrend, wie ein verirrttes Kind den Heimweg sucht.

Es löste sich etwas in ihm, wie wenn eine große Last von ihm abfiel. Licht und Wärme des großen Raumes wirkten auf ihn wie etwas Kostliches, Langentbehrtes. Wie eine weiche, wohlige Flut war es um ihn her, und die Stimmen schienen ihm von weit, weit her zu kommen. Wunderbar wohl war ihm.

Gerade als ihm das zum Bewußtsein kommen wollte, kam es ihm auch, daß es ein Ende haben mußte. Schon rüstete die Gemeinde sich zum Aufbruch. Da erhob er sich schwerfällig und ging, der allererste, still dem Ausgang zu. Und die jungen Burschen, zwischen denen er gesessen hatte, lächelten hinter ihm her, wie sie die ganze Zeit her ein wenig



Da saß er, die alte Mütze in den gefalteten Händen.

gelächelt hatten über den fast neunzigjährigen, der da in seinem Werktagskleid in die Kirche kam, nicht hören nicht singen und nicht beten konnte, der nur immerfort mit ausdruckslosen Augen ins Licht starrte und mit dem weißen Kopfe wackelte.

Der Hannickel schlich die Treppen hinunter und nach Hause. In ihm war eine große Unruhe und Traurigkeit. Er sehnte sich unbeschreiblich nach irgend etwas, das ihm wohlthaten möchte.

Es war bitter kalt auf der Straße. Und wie er, nach Hause gekommen, in sein armseliges, kahles

gelächelt hatten über den fast neunzigjährigen, der da in seinem Werktagskleid in die Kirche kam, nicht hören nicht singen und nicht beten konnte, der nur immerfort mit ausdruckslosen Augen ins Licht starrte und mit dem weißen Kopfe wackelte. Der Hannickel schlich die Treppen